

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Sadie Matthews**  
**Fire after Dark –**  
**Dunkle Sehnsucht**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## *5. Kapitel*

Beth Villiers – Meisterspionin.

Nein. Wie wäre es mit ... Beth Villiers, die Mata Hari von Mayfair?

Ich muss über mich selbst lachen. Ich bin wieder in meinen hochhackigen Schuhen unterwegs. Eigentlich sollten meine Füße höllisch schmerzen, aber das tun sie nicht. Ich trage Celias Trenchcoat und gehe innerlich meinen Text durch.

Ach, was für ein Zufall, Sie hier zu treffen! Ja, ich bin mit einem Freund verabredet, sein Name ist James. James McAndrew. Ihm gehört eine Galerie in der Nähe, und er schlug vor, dass wir hier einen Drink zu uns nehmen. Keine Ahnung, warum er sich verspätet. Sie möchten mich zu einem Drink einladen? Sehr gern, vielen Dank, wie schön. Dieses Kleid? Es steht mir? Wie nett von Ihnen, das zu sagen ...

Mr R. und ich verstehen uns in meiner Phantasie hervorragend, auch wenn ich mir streng alle Gedanken verbiete, die über eine Konversation hinausgehen. Ich erreiche die hell erleuchteten und belebten Straßen von Soho. An den Weg kann ich mich noch sehr gut erinnern. Ich kann sogar jeden einzelnen Schritt nachvollziehen. Auch die Schaufenster, in die ich sah, sind mir noch bestens in Erinnerung, ebenso die Gesichter der Menschen, an denen ich vorüberkam. Aus diesem Grund werden von der Polizei wahrscheinlich so schnell wie möglich Verbrechen nachgestellt, bevor die Erinnerungen der Zeugen verschwimmen und undeutlich werden.

Ich biege nach rechts ab, in die dunkle, unauffällige Seitenstraße mit den Regency-Häusern. Seltsam, ausgerechnet hier eine Bar zu eröffnen. Man musste schon sehr genau wissen,

wohin man wollte, um sie zu finden, und selbst dann schien es keine Lokalität, in die man einfach einkehrte, so versteckt wie die Bar im Souterrain lag.

Am Eisengitter bleibe ich stehen und hole tief Luft. Ich brauche all das Selbstvertrauen, das sich im Laufe des Tages in mir aufgebaut hat.

Ich werde es tun. Ich werde die Gelegenheit beim Schopf packen. Ich habe keine Angst.

Ich steige die Metalltreppe hinunter. Meine Schritte klingen selbstsicherer, als ich mich in Wirklichkeit fühle. Am Fußende der Treppe schaue ich durch das Fenster, aber was immer dahinter liegt, ist nur schwach beleuchtet. Ich sehe Menschen, die an Tischen sitzen, Kerzenleuchter, die auf jedem Tisch flackern. Gestalten bewegen sich durch den Raum. Ich mustere die Eingangstür. Sie ist nachtschwarz, und in weißen Buchstaben steht darauf *Das Asyl*.

Jetzt ist es zu spät, um zu kneifen. Ich kann nur hoffen, dass mir da drin keine Bande Verrückter auflauert.

In mir kribbelt es vor Anspannung. Meine Finger zittern leicht, als ich die Tür aufdrücke. Sie ist nicht zugeschnappt und bewegt sich langsam und schwer unter meinem Druck. Ein kleiner Vorraum erwartet mich. Eine Lampe in Form eines Sterns baumelt an einer Kette von der Decke, verströmt gedämpftes Licht. An der Wand hängt ein gerahmter Spruch: *Lasst, die ihr eintretet, alle Hoffnung fahren.*

Was ist das hier?

Ich trete ein. Es ist niemand da, der mich aufhält, obwohl es einen Stuhl und einen Tisch gibt, auf dem ein in Leder gebundenes Buch offen liegt, daneben ein silberner Federkiel in einer altmodischen Halterung und ein Tintenfass. Dort steht auch eine schwarze Blechdose mit der Aufschrift *Das Asyl* in goldenen Buchstaben.

Die Tür zum Thekenraum ist offen. Ich gehe vorsichtig

weiter, blinzeln, um mich an das schwache Licht im Innern zu gewöhnen. Ich erkenne Menschen, sehr elegant gekleidet, kultiviert, die an den Tischen sitzen und trinken und sich leise plaudernd unterhalten. Weingläser, Cocktailgläser und Champagnerflöten funkeln im Kerzenlicht. Aber mein Blick wird von etwas anderem angezogen, im hinteren Teil der Bar, wo ich eine Reihe von Käfigen ausmache, die an Ketten von der Decke hängen. In jedem Käfig befindet sich ein Mensch. Ich spähe durch die Schatten.

Sehe ich da wirklich, was ich zu sehen glaube?

Ich schaue auf eine Frau, die nur schwarze Unterwäsche trägt. Ihre Handgelenke stecken in Handschellen mit einer langen Mittelkette. Sie trägt Stöckelschuhe, Streifen aus Leder laufen verkreuzt über ihre Beine. Ihr Gesicht wird halb von einer Maske verdeckt, deren Metallteile funkeln und glänzen, und ihre Haare sind fest nach hinten gebunden. Sie umklammert die Gitterstäbe ihres Käfigs, bewegt sich leicht und sinnlich hin und her, streckt ihre Gliedmaßen, soweit es ihr in der Enge möglich ist. Die Lederstreifen spannen sich über ihrer Haut, ihr Körper wirkt geschmeidig, von katzenhafter Eleganz. Die anderen Frauen in den Käfigen sind ihr sehr ähnlich: kaum bekleidet, ihre Gesichter zur Hälfte verborgen, und alle sind auf irgendeine Weise gefesselt, mit dünnen Ketten, mit schwarzen Lederschnüren, mit einem dunkelroten, seidig glänzenden Seil. Nur einer ist ein Mann, groß, breitschultrig, mit nacktem Oberkörper und in wirklich winzigen Shorts aus Leder. Er trägt ein mit Stacheln besetztes, breites Halsband, mit dem er an die Käfigdecke gefesselt ist, und starrt ununterbrochen auf den Käfigboden.

Während ich sie beobachte und immer noch versuche, zu erfassen, was ich da sehe, tritt ein Mann in einem eleganten Anzug auf einen der Käfige zu. Die Frau darin setzt sich auf und präsentiert sich, damit er sie inspizieren kann. Der Mann

beugt sich vor und flüstert ihr etwas zu, und sie senkt den Kopf, dann kniet sie in ehrerbietiger Haltung vor ihm. Er sagt noch etwas durch die Gitterstäbe, und sie deutet ein Nicken an. Einen Augenblick später öffnet er die Käfigtür. Einen Moment verharrt er so, dann spricht er erneut mit ihr, woraufhin sie aufsteht. Er zieht sie an der Kette um ihre Handgelenke aus dem Käfig. Widerstandslos folgt sie ihm, während er sie zwischen den Tischen hindurchführt.

Was geschieht da? Ist das eine Art Bordell? Ist das wirklich die Art von Ort, an dem Mr R. und seine Freundin ihre Abende verbringen?

»Was machen Sie hier? Wer sind Sie?«

Die Stimme ist spitz und aggressiv. Ich zucke zusammen und drehe mich zu dem Sprecher um. Auf den ersten Blick scheint er völlig normal – mittelgroß und schwarz gekleidet –, aber er wirkt furchteinflößend. Sein Kopf ist kahlgeschoren, und die Hälfte des Gesichts und der Kopfhaut ist vollständig in einem primitiven Muster aus Wirbeln und Kreisen tätowiert. Die Wirkung ist sonderbar und beängstigend. Er funkelt mich an, erzürnt und bedrohlich. Seine Augen sind so hell, dass sie fast gänzlich weiß erscheinen.

»Wie sind Sie hier hereingekommen?«, verlangt er zu wissen. Einige der Umsitzenden schauen zu uns herüber, aber augenscheinlich haben sie kein besonders großes Interesse daran, was sich am Eingang abspielt. Vielleicht sind sie an derlei Dinge gewöhnt.

»Ich ... ich ... die Tür stand offen ...«, stammele ich und werde rot. Ich spüre, wie meine Hände zittern. »Ich dachte ...«

»Das ist ein Privatclub. Nur für Mitglieder«, zischelt er. »Sie haben hier keinen Zutritt. Und jetzt verschwinden Sie und hören Sie auf, Ihre Nase in Dinge zu stecken, die Sie nichts angehen.«

Sein Blick ist stechend vor Verachtung. Ich fühle mich wie

ein ungezogenes Kind, das vor allen Leuten abgestraft wird. Unter seiner bedrohlichen Haltung werde ich ganz klein, komme mir wie eine hilflose Närrin vor.

»Sie haben mich gehört«, sagt er mit diesem widerwärtigen Zischeln. »Gehen Sie, oder ich muss Sie persönlich nach draußen begleiten.«

Ich bringe irgendwie die Kraft auf, an ihm vorbei erst in den kleinen Vorraum und dann hinauszustolpern und schnell die Metalltreppe hochzusteigen. Tränen brennen in meinen Augen, ich zittere und bin entsetzt über das, was da gerade geschehen ist.

Was sollte das Ganze überhaupt? Warum habe ich gedacht, ich könnte mir meinen Platz in dieser schrecklichen Stadt erobern? Warum habe ich all das Geld ausgegeben, nur um jemand Besonderes zu sein, wo ich doch in Wirklichkeit nichts weiter als naiv und dumm bin?

Auf einmal überwältigt mich die Verzweiflung. Alles kommt mir so hoffnungslos vor. Adam hatte allen Grund, mich abzuservieren. Ich werde nie zu dem Menschen werden, der ich so gern wäre. Unter der Laterne an der Straße bleibe ich stehen und fange heftig an zu weinen, dankbar, dass nur so wenig Menschen unterwegs sind. Ich fummle in den Taschen des Mantels, weil ich hoffe, eine Packung mit Taschentüchern zu finden. Tränen strömen mir über das Gesicht. Ich schniefe heftig und wische mir die Tränen mit dem Handrücken von den Wangen. Ich bin so eine Memme! Ein paar unfreundliche Worte und schon bin ich am Boden zerstört, einsamer als je zuvor.

»Hallo? Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Ich schaue in die Richtung, aus der die Stimme kommt, aber durch den Schleier an Tränen kann ich nichts erkennen. Dennoch klingt die Stimme vertraut. Ich habe sie doch schon einmal gehört ...

»Sie weinen ja. Kann ich Ihnen helfen? Haben Sie sich verirrt?«

Ich schaue auf und sehe ihn an, sein Gesicht von der Straßenlampe erhellt, die Besorgnis deutlich in seinen Augen zu lesen. Gerade als mir klar wird, wer da vor mir steht, und mein Magen sich überrascht zusammenzieht und einen Purzelbaum schlägt, verändert sich sein Gesichtsausdruck. Er runzelt die Stirn und lächelt gleichzeitig, wirkt verwirrt. »He, Sie sind doch die junge Frau aus Celias Wohnung. Was um alles in der Welt machen Sie hier?«

»Ich ... ich ...« Ich blinzele zu ihm auf. Er ist mir unglaublich nahe, und seine Nähe raubt mir die Fähigkeit, rational zu denken. Ich kann nur noch daran denken, wie wunderbar diese Augen sind, so intensiv und fesselnd unter den kräftigen, schwarzen Brauen, und wie vollkommen sein Mund ist. Wie mag es sich anfühlen, diese Lippen zu küssen, dieses schöne Gesicht zu liebkosen? Ich möchte die Hand ausstrecken und mit meinen Fingern über die Konturen seines Kinns streichen und die dunklen Bartstoppeln, die ich dort sehe, unter meinen Fingerspitzen fühlen.

»Haben Sie sich verirrt?« Er wirkt besorgt.

Ich nicke, versuche, nicht erneut zu schniefen. »Ich wollte einen Spaziergang machen«, bringe ich hervor. O Gott, bitte lass mich keinen Schluckauf bekommen, bitte nicht. »Ich muss weiter gelaufen sein, als ich dachte.«

»He.« Seine dunklen Augen scheinen im Licht der Straßenlampe zu funkeln. »Bitte nicht weinen. Alles wird wieder gut. Ich bringe Sie nach Hause.«

»Aber ...« Ich will ihn fragen, ob er nicht gerade auf dem Weg in den Club war, aber das würde mich natürlich sofort verraten. »... haben Sie nicht etwas anderes vor? Ich möchte Ihnen nicht den Abend verderben.«

»Seien Sie nicht albern«, meint er fast schroff. »Ich lasse

Sie hier nicht allein zurück. Ich sagte, ich bringe Sie nach Hause.«

Ich fürchte, ich habe ihn verärgert. Er zieht sein Handy aus der Hosentasche, tippt eine Textnachricht ein und schickt sie ab, dann sieht er mich wieder an. Sein Gesichtsausdruck ist seltsam ernst. »Na bitte, schon erledigt. Und jetzt bringen wir Sie dorthin zurück, wohin Sie gehören.«

Zu meiner eigenen Überraschung versiegen meine Tränen. Ich gehe mit Mr R. durch die Straßen von Soho. Er trägt einen seiner makellosen Anzüge, und wie er so neben mir geht, schätze ich ihn auf über einen Meter neunzig – groß genug, um meine 170 Zentimeter locker zu überragen. Er schreitet neben mir aus, achtet darauf, keine allzu großen Schritte zu machen, damit ich nicht in Trab verfallen muss, um mit ihm mitzuhalten. Mir ist, als ob ihn eine Leichtigkeit umgibt, wie ein mit Helium gefüllter Ballon. Wenn ich nicht aufpasse, kann er sich jeden Augenblick in die Lüfte erheben.

Als wir uns durch eine Gruppe junger Touristen fädeln müssen, die vor einem Fastfoodlokal stehen und sich auf dem Gehweg breitmachen, legt er seine Hand in mein Kreuz und leitet mich hindurch. Auf der anderen Seite angekommen kann ich kaum sprechen, so sehr laufen Wellen der Erregung angesichts seiner Berührung durch mich hindurch. Als er seine Hand wegnimmt, fühle ich mich wie beraubt.

»Sie sind aber wirklich weit gegangen.« Er runzelt die Stirn. »Haben Sie denn keinen Stadtplan dabei? Und auch keine Karten-App auf Ihrem Smartphone?«

Ich schüttele den Kopf, komme mir blöd vor. »Wie dumm von mir.«

Einen Moment lang scheint er mich finster anzuschauen. »Das ist wirklich sehr dumm. Hier draußen kann es richtig gefährlich sein.« Dann scheint er einzulenken. »Tja, irgend etwas sagt mir, dass Sie nicht an London gewöhnt sind.«



»Nein, ich bin das erste Mal hier.«

»Ach ja? Woher kennen Sie dann Celia?« Falls er wütend auf mich war, scheint er das jetzt hinter sich gelassen zu haben. Sein Blick wirkt wärmer.

»Sie ist die Patentante meines Vaters. Sie ist schon solange ich denken kann ein Teil meines Lebens, aber ich kenne sie nicht besonders gut. Ich meine, ich habe sie nur ein paar Mal gesehen und sie noch nie zuvor besucht. Als sie mich bat, ihre Wohnung zu hüten, war ich richtig erstaunt.«

»Ich verstehe, warum Sie sich diese Chance nicht entgehen lassen wollten.«

Ob die Leute annehmen, wir seien ein Paar? Vielleicht halten sie ihn für meinen Freund ... wäre doch möglich, oder?

Er ist so unglaublich umwerfend ...

Während wir Seite an Seite in Richtung Mayfair gehen, nehme ich jedes Detail an ihm in mich auf. Seine Hände sind herrlich: stark und breit mit langen Fingern und kantigen Fingerkuppen. Ich frage mich, wie sie sich auf meiner Haut anfühlen würden, auf meinem nackten Rücken. Der Gedanke lässt mich schauern. Seine Kleidung sieht richtig teuer aus, und er hat ausgezeichnete Umgangsformen, allerdings ohne jede Spur der Arroganz, die man von einem Mann mit seinem Aussehen erwarten würde.

Er spricht jetzt über Celia, wie er sie kennenlernte, weil ihre Wohnungen einander direkt gegenüberliegen.

Ach echt? Im Ernst?

Ich versuche, ahnungslos dreinzublicken. Ihm scheint nicht der Gedanke zu kommen, dass ich ihn beobachtet haben könnte.

»Ihre Wohnung ist unglaublich, nicht wahr?«, sagt er. »Ich habe ein oder zwei Mal Kaffee bei ihr getrunken. Eine erstaunliche Frau. Und so interessant – die Geschichten, die sie

über ihre Karriere erzählt!« Er lacht und schüttelt den Kopf, und ich lache auch. Anscheinend weiß er viel mehr über sie als mein Vater. Die Art, wie er von ihr spricht, weckt in mir den Wunsch, Celia irgendwann einmal richtig kennenzulernen.

»Wenn ich so alt bin wie sie, möchte ich so sein wie sie«, fährt er fort. »Mit Würde altern, aber sich trotzdem die Begeisterung für das Leben bewahren. Andererseits mache ich mir auch Sorgen um sie. Ungeachtet, wie energiegeladen sie zu sein scheint, sie wird doch älter. Natürlich würde sie nie und nimmer auch nur die geringste Schwäche zugeben, aber ich behalte sie im Auge, nur für den Fall, dass einmal etwas sein sollte.«

Er hat auch noch ein gutes Herz. O Gott, lass mich jetzt sofort sterben!

»Aber Sie kennen ja Celia, sie ist zweiundsiebzig Jahre jung, nicht wahr?«, scherzt er. »Ich habe das Gefühl, sie hat alles bestens im Griff. Wahrscheinlich überlebt sie uns alle und klettert noch auf den Mount Everest, wenn wir schon zu müde sind, auch nur die Treppe zu steigen.«

Die Stimmung zwischen uns ist lockerer, jetzt, wo meine Tränen getrocknet sind und sich die Wut, die er angesichts meiner Verlorenheit zu empfinden schien, aufgelöst hat. Wir nähern uns Randolph Gardens. Ich werde etwas langsamer, hoffe, die Zeit, die wir miteinander verbringen, in die Länge ziehen zu können. Gleich sind wir zu Hause und gehen wieder getrennte Wege. Das will ich nicht. Ich genieße das aufgeladene Knistern, das ich zwischen uns wahrnehme.

Plötzlich bleibt er stehen und dreht sich zu mir. »Sie sind ganz allein, nicht wahr?«

Ich nicke. Er starrt mich einen Augenblick mit suchendem Blick an, dann meint er sanft: »Warum kommen Sie nicht mit zu mir hoch? Sie sehen aus, als könnten Sie eine Tasse Kaffee

gebrauchen, und ich möchte nicht, dass Sie in Celias Wohnung zurückgehen, solange Sie noch so durcheinander sind. Außerdem habe ich die ganze Zeit geredet. Ich weiß noch gar nichts über Sie.«

Ich finde seine Stimme unglaublich attraktiv. Sie ist warm und wohligh, eine tiefe, kompetente Stimme. Ob ich bei ihm einen Kaffee trinken möchte? Mein Herz schlägt schneller. Mich überkommt ein Zittern. »Sehr gern«, sage ich und meine Stimme klingt etwas höher, als ich es beabsichtigt hatte. »Ja, wirklich gern.«

»Gut, dann lassen Sie uns das tun.« Er geht in Richtung Eingangstreppe voraus, bleibt dann abrupt stehen und dreht sich zu mir um. Ich bin sofort wie versteinert vor Furcht, er könnte seine Meinung ändern. Aber er sagt nur: »Ich kenne nicht einmal Ihren Namen.«

»Beth. Ich heiÙe Elizabeth.«

»Beth. Wie schön.« Er schenkt mir ein Lächeln. Eins von der Sorte, die Herzen schmelzen lassen. »Ich bin Dominic.«

Dann dreht er sich um und geht ins Haus, und ich folge ihm.

Sobald wir im Aufzug sind, ist die Nähe unserer Körper für mich so elektrisierend, dass ich kaum zu atmen vermag. Ich kann nicht zu ihm aufsehen, bin mir aber intensiv bewusst, wie sein Arm an meinem reibt, diese winzige Bewegung, wenn wir im ruckelnden Aufzug gegeneinandergespreßt werden.

Was, wenn die Kabine stehen bleibt? Was, wenn wir hier drin gefangen sind? Plötzlich sehe ich ihn vor meinem inneren Auge, sein Mund auf meinen Lippen, sein Körper, der mich fest gegen die Aufzugswand drückt. Ich kann seine Kraft förmlich spüren. O Gott. Alle möglichen bizarren Feuerwerkskörper explodieren in meinem Bauch. Ich werfe heim-

lich einen Blick auf ihn. Ich bin mir beinahe sicher, dass er diese seltsame Elektrizität ebenfalls wahrnimmt.

Als der Aufzug ratternd zum Stehen kommt und ich endlich wieder durchatmen kann, bin ich fast froh, dass sich die Tür öffnet. Ich folge ihm hinaus in den Flur. Es ist sehr merkwürdig, sich auf einmal auf der anderen Seite des Gebäudes zu befinden. Jetzt, wo wir nicht mehr auf der Straße sind, fühle ich mich von Minute zu Minute schüchterner. Dazu kommt die Tatsache, dass hier alles wie drüben ist, nur spiegelverkehrt. Ein Gefühl wie bei Alice im Wunderland.

Dominic führt mich zu seiner Wohnungstür und schließt auf. Er lächelt: »Kommen Sie herein. Und keine Sorge. Ich wollte das schon vorhin sagen – ich bin kein Axtmörder. Jedenfalls nicht donnerstags.«

Ich lache. Mir ist keine Sekunde lang der Gedanke gekommen, ich könnte bei ihm nicht in guten Händen sein. Er ist schließlich Celias Freund. Ich weiß, wo er wohnt. Alles ist bestens.

Das Erste, was mir in seiner Wohnung auffällt, ist mein Spiegelbild in seinem Garderobenspiegel und der Ausdruck des Entsetzens, als mir klar wird, was aus meinem eleganten Look wurde. Meine vorher so wunderbar gewellten und gelockten Haare hängen jetzt schlaff um mein Gesicht. Mein Make-up ist verblasst und ich habe bleiche Wangen, mit geschwellenen, roten Augen und einigen entzückenden tintenfarbigen Mascara-Schlieren darunter. Na toll. So viel zu Miss Kultiviertheit.

»Oh«, entfährt es mir.

»Was ist?« Mit einem Zucken lässt er das Jackett von den Schultern gleiten und gewährt mir so einen verführerischen Blick auf den Umriss seiner muskulösen Arme unter dem Hemd.